

Der »gewöhnliche« Sonntagsgottesdienst Herausforderungen und Perspektiven

Kristian Fechtner

Ist der Sonntagsgottesdienst ein Auslaufmodell? Keineswegs, meint Kristian Fechtner. Vielmehr bleibt für die Kirche der Sonntagmorgengottesdienst mit begrenzter Teilnahme und mit begrenzter Reichweite der Normalfall in der Moderne. Gerade darum gilt es, seine besonderen Chancen zu erkennen und anzunehmen.'

I. Rundblick: Gottesdienstliche Kultur der Gegenwart

Schlägt man die Zeitung auf oder hört sich innerhalb und außerhalb der Kirchen um, dann gewinnt man den Eindruck: Der Gottesdienst ist so etwas wie ein Auslaufmodell. Er verliert an Anziehungskraft; es kommen immer weniger Menschen; er wird mehr und mehr zu einer Sonderveranstaltung eines kleinen Kreises.

Gemach! Vielleicht muss man sich nicht gleich bange machen lassen. Gottesdienste, die heute in vielfältiger Weise und zu unterschiedlichen Gelegenheiten gefeiert werden, sind nach wie vor diejenigen kirchlichen Veranstaltungen, an denen am meisten Menschen teilnehmen: Viele tun es sporadisch, manche immer mal wieder, zumeist zu besonderen Anlässen, einige regelmäßig und

Zuerst und zuletzt geht es darum, dass wir uns selbst und dass wir anderen den Gottesdienst »lieb machen«.

wenige Sonntag für Sonntag. Um dies nachzuvollziehen, gilt es den Blick zunächst zu weiten, denn gottesdienstliche Praxis reicht weit über den allsonntäglichen Gottesdienst in seiner traditionsgebundenen Gestalt hinaus. In dieses Feld gehören:

- Gottesdienste, in denen eine Taufe stattfindet, und Trauerfeiern, in denen ein Mensch zu Grabe getragen wird. Man könnte Bestattungsgottesdienste – im Blick auf die Beteiligung und vielleicht auch im Blick auf die Intensität des Erlebens – als »Hauptgottesdienst« innerhalb des Gemeinwesens ansehen, zumindest auf dem Land, nicht selten auch in der Stadt.
- Gottesdienste zu den großen und kleinen Festen im Jahresrund. Man denke an den Heiligabendgottesdienst, so etwas wie der

Gottesdienst schlechthin in der Moderne, dessen Besuch in den vergangenen Jahrzehnten merklich angestiegen ist; oder man denke an das Erntedankfest oder den Gottesdienst zum Gemeindefest.

- Gottesdienste zur Goldenen Konfirmation oder zur Einschulung. Auch hier nimmt der Gottesdienstbesuch eher zu, auch viele sog. Kirchenfremde kommen zu diesen Anlässen.
- Gottesdienste zu einschneidenden Ereignissen, die das Gemeinwesen berühren oder erschüttern (so etwa in Erfurt und Winnenden nach den Amokläufen).
- Gottesdienste, in denen besondere Personen- und Zielgruppen angesprochen werden: Familien-, Motorrad-, Schwulen- und Lesbengottesdienste (die Reihe lässt sich nahezu endlos fortsetzen).
- Gottesdienste in eigener, neuer Gestalt: Taizégottesdienste, Thomasmessen, Nacht-eulengottesdienste (auch diese Reihe lässt sich fortsetzen).
- Gottesdienste zu besonderen Zeiten und mit einem besonderen Charakter: Osternacht, Kirchentagsgottesdienste, Kantatengottesdienste.

Man könnte weitere Formen anführen, so etwa Radiogottesdienste oder Fernseh-gottesdienste, die mit wachsendem Zuspruch in den Sommermonaten etwa eine halbe Million, in der Winterzeit im Schnitt sogar etwa 1 Mio. Zuschauerinnen und Zuschauer haben.

Worauf es mir ankommt, ist: Die gottesdienstliche Kultur hat sich in den vergangenen Jahrzehnten breit ausgefächert und vervielfältigt. Im 19. Jh. ist die Rede vom Sonntagvormittagsgottesdienst als sog. »Hauptgottesdienst« aufgekommen. Demgegenüber erscheinen dann alle anderen Formen als »Nebengottesdienst«. Eine solche Aufteilung der unterschiedlichen gottesdienstlichen Formen ist heute nicht mehr sinnvoll. Es geht nicht um Hauptsache und Nebensache, sondern darum, dass jede Form des Gottesdienstes ihren eigenen Lebenszusammenhang hat und in diesem Kontext für die Beteiligten stimmen

muss. Hinzu kommt, dass die neuesten Befragungen der Kirchenmitglieder zeigen: Nur eine kleine Minderheit der Evangelischen sagt von sich selbst, dass sie »nie« einen Gottesdienst besucht (Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen 2002: 14%, 1972: 39%). Man muss eine solche Selbsteinschätzung – das zeigen die Erfahrungen mit Umfragen – sicherlich etwas nach oben korrigieren. Außerdem fallen darunter auch diejenigen, die möglicherweise über viele Jahre hinweg nur einmal im Gottesdienst waren, vielleicht bei der Taufe der Enkelin. Man kann jedoch mit guten empirischen Gründen sagen, dass Menschen auf den Gottesdienst ansprechbar sind. Wenn man sie nach Erwartungen im Blick auf Kirche fragt, dann sagt die überwiegende Mehrheit, dass es eine wesentliche Aufgabe der Kirche sei, Gottesdienst zu feiern (ca. drei Viertel der Kirchenmitglieder). Dies gilt für diejenigen, die kommen, ebenso wie für diejenigen, die selten oder kaum einen Gottesdienst besuchen. Dass auch Menschen den Gottesdienst schätzen, die nicht an ihm teilnehmen, gilt es noch einmal genauer zu bedenken.

II. Der Sonntagsgottesdienst

Es gehört zu den traditionellen Kennzeichen der christlichen Kirchen, dass in ihnen Sonntag für Sonntag ein Gottesdienst gefeiert wird. Im Gegensatz zu »besonderen« Gottesdiensten ist das der »gewöhnliche« Gottesdienst. Ich finde den Ausdruck dann angemessen, wenn »gewöhnlich« nicht, wie in alten Zeiten, eine soziale Deklassierung meint: »von niedriger Herkunft« bzw. »nicht vornehm«. Nein, den Sonntagsgottesdienst als gewöhnlichen Gottesdienst zu bezeichnen, bedeutet: a) Er entspricht der Gewohnheit, er hat sich eingelebt, man kann sich darauf verlassen, dass er stattfindet, und b) er ist in seiner Grundform vertraut, er findet immer wieder in gleicher Weise statt. In diesem Sinne ist der allsonntägliche Gottesdienst tatsächlich der Normalfall. Und gleichzeitig erscheint der Sonntagmorgengottesdienst als ein Problemfall: Sukzessive geht der Besuch zurück; häufig wird seine Überalterung beklagt (aber Vorsicht vor der Abschätzigkeit, die sich hinter dieser Klage verbirgt!); der

Prof. Dr. Kristian Fechtner, Jahrgang 1961, Professor für Praktische Theologie an der Evang.-theol. Fakultät und Universitätsprediger der Johannes Gutenberg-Universität Mainz; jüngste Veröffentlichungen: Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, 2008 (hg. mit Lutz Friedrichs); Späte Zeit der Volkskirche. Praktisch-theologische Erkundungen, 2010.

Kreis der Teilnehmenden ist in mehrfacher Hinsicht eingeschränkt, im Blick auf Milieus, Lebensphasen, Formen der Kirchlichkeit. Allerdings ist der Besuch des Sonntagsgottesdienstes örtlich sehr unterschiedlich.

Nüchtern statistisch betrachtet liegt der Gottesdienstbesuch heute an einem normalen Sonntag im Schnitt bei etwa 4%. Vor 50 Jahren lag er bei 5,6%, der Rückgang ist auf Ganze gesehen somit weit weniger spektakulär, als manche Schlagzeile vermuten lässt. Um sich die Größenordnung klar zu machen: An einem gewöhnlichen Sonntag nehmen in Deutschland ungefähr 1 Mio. Menschen an einem evangelischen Gottesdienst teil.

Gleichwohl ist der Gang in den Gottesdienst am Sonntagmorgen für die meisten Evangelischen alles andere als der Normalfall. In diesem Sinne ist der Sonntagsgottesdienst weder das Zentrum christlichen Lebens noch die Mitte der Gemeinde. Selbst der Kreis der vereinskirchlich Engagierten (fälschlicherweise Kerngemeinde genannt) nimmt mehrheitlich nicht regelmäßig teil. Es wundert deshalb nicht, dass bei diesen Beobachtungen unmittelbar der Impuls aufkommt zu fragen: Wie bekommt man es hin, dass mehr kommen? Jedoch hat die Frage, wenn man sie so umstandslos stellt, zwei Tücken:

a) Man gerät damit sofort in das Fahrwasser von quantitativen Bewertungen. Als bemäße sich der Wert eines Gottesdienstes in erster Linie an der Zahl der Beteiligten. Es gibt aber Gottesdienste mit wenigen, die für den einen oder die andere hochbedeutsam sind. Und es gibt – Gott sei es geklagt – gut besuchte Gottesdienste, die geistlich wenig Nährwert haben.

b) Das Bedürfnis, zahlenmäßig mehr zu werden, erzeugt schnell einen selbstfrustrierenden Unterstrom. Man ist weg von denen, die kommen, und fixiert sich auf die, die nicht da sind. Wer einmal in einem Gottesdienst mit den Worten begrüßt worden ist: »Schade, dass wir heute so wenige sind«, der weiß, was ich meine. Die Ansage lautet nämlich: Es hätte ein schöner Gottesdienst werden können – wird es aber nicht, es ist ja keiner da. – Und was ist mit mir?

Die Fallen, in die man geraten kann, sprechen nicht gegen das Anliegen, den Gottesdienst mehr Menschen nahe zu bringen. Es feiert sich in großer Schar tatsächlich anders. Zuerst und zuletzt geht es aber darum, dass wir uns selbst und dass wir anderen den Gottesdienst »lieb machen«.

Der gegenwärtige Sonntagsgottesdienst in geschichtlicher und kultureller Perspektive

Es gilt zunächst auszuloten, wie sich der gegenwärtige Sonntagsgottesdienst in geschichtlicher und in kultureller Perspektive darstellt. Ich will dies nur in wenigen Strichen andeuten:

(1) Historisch betrachtet ist die gegenwärtige Situation alles andere als neu. Wir haben seit mehr als 150 Jahren Klagen über den nachlassenden Gottesdienstbesuch. Das hat nichts damit zu tun, dass die Menschen zuvor frömmere gewesen wären. Es hat vielmehr etwas mit den veränderten kirchlichen Bedingungen zu tun. Im 19. Jh. hat die Kirche ihr sog. Veranstaltungs- und Kommunikationsmonopol verloren. Man muss sich vor Augen halten, dass insbesondere auf dem Land der Kirchgang und das, was in und um den Gottesdienst herum am Sonntag passierte, das Zentrum von Geselligkeit, Austausch und Erbauung war. Daneben gab es nicht viel. Hinzu kam, dass bis ins 19. Jh. hinein der Kirchenbesuch als Sonntagspflicht gegolten hat, auch rechtlich. Nicht zum Gottesdienst zu kommen, konnte Strafe nach sich ziehen. Die rechtliche Verpflichtung fällt in dieser Zeit weg.

Stattdessen wird es Sitte, dass aus jeder Familie einer oder eine stellvertretend in den Gottesdienst gehen. Das waren häufig die Älteren. Hier entsteht also die uns vertraute Gottesdienstgemeinde am Sonntagmorgen, die auch eine Stellvertretungsfunktion für das Gemeinwesen übernimmt. Das klingt fast katholisch, aber es erklärt, warum Menschen einerseits selbst kaum zum Gottesdienst gehen und zugleich großen Wert darauf legen, dass er stattfindet. Vielleicht müssen wir über diese Stellvertretungsfunktion, auch wenn wir es gerne anders hätten, gar nicht unbedingt nur klagen. Im Gebet, im Gesang und im Segen sind mehr Menschen mit einbezogen und haben Anteil, als anwesend sind und teilnehmen.

(2) Der geschichtliche Blick ist das eine, der Blick auf die Gegenwartskultur das andere. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Sonntagskultur und auch der Spannungsbogen des Wochenendes erheblich verändert. Der Sonntagmorgen ist für viele Menschen entweder Familienzeit oder Zeit individuellen Ausspannens. Die ganze Woche über bin ich eingespannt oder unterwegs, den Sonntagmorgen halte ich mir frei, auch gottesdienstfrei. Da gehe ich nicht raus. Oder konträr dazu, aber mit gleichem Ergebnis: Am Sonntagmorgen will ich raus, ins Grüne oder zu Freunden, da unternehme ich, wozu ich anderntags nicht komme.

Eine Reihe von Studien zeigt, dass – jedenfalls in vielen Lebensphasen – der Sonntagmorgen ein vergleichsweise ungünstiger Termin ist für eine gottesdienstliche Feier. In der Alltagswelt unserer Wochenendkultur ist beispielsweise der frühe Sonntagabend (vor dem »Tatort«) möglicherweise ein attraktiverer

In der Alltagswelt unserer Wochenendkultur ist der frühe Sonntagabend möglicherweise ein attraktiverer Zeitpunkt für gottesdienstliche Angebote.

Zeitpunkt für gottesdienstliche Angebote. So zeigt sich, dass immer häufiger Gottesdienste in die Abendstunden wandern. Theologisch betrachtet ist dies auch völlig statthaft. Der 10 Uhr-Termin ist eine historisch gewachsene Konvention, kein »Muss«. Immerhin haben die christlichen Gemeinden in den ersten Jahrhunderten ihre Gottesdienste in der Nacht gefeiert und keineswegs am Sonntagmorgen. Alle Zeiten des Tages haben ihre geistliche Qualität und sind gottesdienstfähig. Gleichwohl dürfte die Kirche gut daran tun, den gemeinschaftlich eingelebten Sonntagmorgengottesdienst nicht einfach preiszugeben. Die Kirche hat in ihm einen festen Rhythmus ihres Lebens, ein kollektives geistliches

Zeitmuster. Dieses kann man kaum dadurch ersetzen, dass man eine neue Zeitordnung erfindet. Die Alternative zum Sonntagmorgen wäre vermutlich ein plurales Ensemble

ganz unterschiedlicher gottesdienstlicher Zeiten. Dies spricht keineswegs dagegen, dass man bestimmte Gottesdienste auch zu anderen Zeiten feiert. Bis auf weiteres wird man das eine tun, ohne das andere zu lassen – aber man wird gleichzeitig darauf achten müssen, dass man sich nicht durch fortlaufende Verdopplung und Vervielfachung gemeindlich und pastoral überanstrengt. An dieser Stelle sind, gerade im städtischen Bereich, Konzepte und Verabredungen notwendig, die über die einzelne Gemeinde hinausreichen.

Man kann die Erwägungen in einem spannungsvollen Doppelsatz zusammenfassen: *Für die Kirche bleibt der Sonntagmorgengottesdienst mit begrenzter Teilnahme und mit begrenzter Reichweite Normalfall in der Moderne. Für eine Mehrzahl evangelischer Christinnen und Christen hingegen ist der Besuch des »gewöhnlichen« Sonntagsgottesdienstes eine Ausnahme, nicht die normativ verbindliche Form gelebter Kirchlichkeit.* Zwischen beiden Polen werden wir uns weiterhin bewegen; im Vertrauen darauf, dass sorgsam gestaltete Gottesdienste ihre eigene Anmutungsqualität für Zeitgenossinnen und Zeitgenossen entfalten.

III. Gottesdienst nach evangelischem Verständnis

Schon nach biblischer Überlieferung wissen wir, dass der Gottesdienst nicht alles ist, was den Glauben ausmacht. Und das reformatorische Christentum hat Glauben als etwas bestimmt, was im Subjekt beheimatet ist. Er ist nichts, was die Kirche in ihren Riten bewahrt und verwaltet, sondern was sich unverfügbar

im Individuum ereignet. Es ist deshalb gar nicht so verwunderlich, wenn heute viele Menschen meinen, dass für ihren eigenen Glauben die kirchliche und vor allem die gottesdienstliche Praxis nicht das Entscheidende ist. Religionswissenschaftlich ist allerdings zu sagen: Religion gibt es nicht individuell. Es gibt Religion auf Dauer nicht ohne einen verfestigten Ritus oder Kultus. Aus ihnen speist sich gemeinschaftlich immer wieder neu, was dann individuell gelebt sein will.

Diesen Gedanken könnte man in ein Bild fassen: Wir sprechen in kirchlichen Verlautbarungen häufig vom Gottesdienst als »Mitte« oder als »Zentrum« der Gemeinde.² Das trifft nach dem bislang Erörterten so nicht zu. Aber man könnte stattdessen vom Gottesdienst als »Quelle« christlichen Lebens sprechen. Eine Quelle liegt manchmal in einer entlegenen Region, auf jeden Fall nicht mitten im Gewässer. Sie liegt naturgemäß etwas höher und aus ihr sprudeln auch keine Wassermassen heraus. Aber stetig kommt frisches Wasser und das wächst sich dann aus bis hin zu Flüssen und Seen in den Kulturlandschaften unseres Lebens. Die Quelle selbst mag klein sein; es reicht, dafür Sorge zu tragen, dass sie nicht versiegt.

Martin Luther hat in einer berühmten Formulierung auf den Punkt gebracht, was in einem Gottesdienst nach evangelischem Verständnis passiert. Er predigte bei der Einweihung der Schlosskirche zu Torgau (1544): In diesem Haus soll nichts anderes geschehen, »als dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir umgekehrt mit ihm reden durch unser Gebet und Gesang«. Gottesdienst zu feiern ist ein kommunikatives Geschehen zwischen Gott und Mensch. Gottesdienst meint: Wir feiern Gott, indem sich Gott uns zuwendet. Gottesdienst ist Dienst Gottes an uns Menschen, nicht umgekehrt. Das heißt: Nicht wir leisten einen Dienst an Gott, nicht wir erfüllen eine Pflicht, nicht wir führen Menschen Gott zu, sondern Gott begegnet uns.

Ich spitze die Konsequenzen für unser evangelisches Gottesdienstverständnis zu: Gottesdienste haben ihren Sinn in sich selbst. Sie dienen zuerst und zuletzt keinen anderen Zwecken – weder missionarischen noch pädagogischen. Das mögen je für sich gute Zwecke sein und es muss nicht beklagt werden, wenn ein Gottesdienst auch lehrreich ist oder auch missionarisch wirkt. Aber in seinem Wesen ist Gottesdienst Begegnung, in der etwas von Gott spürbar wird. Gottesdienste wollen etwas zeigen und erfahrbar werden lassen von der Freundlichkeit und von der Anmut Gottes:

»... zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn« (Ps. 27,4). Gottesdienste sollen Menschen frei machen, entlasten. Deshalb verträgt ein Gottesdienst auch keinen Innovationsdruck, kein »man müsste, man sollte«. Gottesdienstwerkstätten, wie sie hier und andernorts mit guten Gründen veranstaltet werden, sind Anregungen, sie sind keine kirchlichen Leistungsschauen. Es gibt keine Mitnahmepflicht, aber vielleicht Inspiration.

IV. Produktivkräfte des Sonntagsgottesdienstes

(1) Die Kraft des Sonntagsgottesdienstes entfaltet sich, wenn biblische Traditionen auf unsere Lebenswelt hin ausgeschöpft werden. Kirchenmitgliedschaftsstudien zeigen, dass Menschen in Gottesdienst und Predigt

eine »zeitgemäße« Sprache erwarten. Zeitgemäß heißt gerade nicht, dass die Grundworte christlicher Religion einfach aufgegeben werden oder trendy verballhornt werden.

Segen ist etwas anderes, als dass am Ende jemand zu mir sagt: »Passen Sie gut auf sich auf!« Und die Rede von Schuld kommt in der Wendung »dumm gelaufen« auch nicht unter. Unsere gottesdienstlichen Worte sollen belastbar sein mit Lebenserfahrung und sie dürfen gerne auch etwas anders klingen als in der Talkshow.

(2) Die Kraft des Sonntagsgottesdienstes entfaltet sich im Rhythmus des Kirchenjahres.³ Die großen und kleinen Feste des Kirchenjahres, die verschiedenen Kirchenjahreszeiten und Feiertage, sie alle bergen in sich Lebensthemen, die im Horizont des christlichen Glaubens erschlossen werden: Es geht um anfänglich leben und um abschiedlich leben, es geht um Treue und Verrat gegenüber anderen und gegenüber sich selbst, es geht um Schuld und um Schmerz, es geht um Lebenslust und Fülle. Auch derjenige, der nur gelegentlich am Sonntagsgottesdienst teilnimmt, hat damit Anteil am Grundrhythmus des Jahres und an den Themen, die in diesem Zyklus aufbewahrt sind.

(3) Die Kraft des Sonntagsgottesdienstes liegt in seinen geistlichen Grundformen: Bitte und Dank, Klage und Lob, in Gebet, Lesung, Lied und Segen. Es geht nicht darum, möglichst immer wieder neue, originelle Formen einzufügen, um dem alten Gottesdienst auf die Sprünge zu helfen. Sondern es geht vor allem darum, die Grundformen aufzuführen und so auszuführen, dass sie stimmig sind und dass sie sich denjenigen anschließen, die sich daran beteiligen. Das spricht nicht gegen neue

Ideen, aber es geht um nachhaltige Gestaltungsformen, die über eine Saison hinaus Bestand haben. »Nachhaltig« meint ja: Man muss mit den Energien so umgehen, dass sie sich regenerieren können, dass sie sich nicht kurzlebig aufbrauchen. Die »Laufzeiten« von Gottesdienstformen bemessen sich an den Lebensgeschichten von Individuen und Gemeinden, sie brauchen Zeit, um eingelebt zu werden. Ein Beispiel dafür, wie sich neue Gestaltungsformen längerfristig etablieren, ist der Familiengottesdienst.

(4) Die Kraft des Sonntagsgottesdienstes liegt in seiner rituellen Gestalt. Sonntagsgottesdienste sind keine Unikate. Rituell meint, dass eine Gestalt wiederholbar ist und auch über längere Zeit hinweg wiedererkennbar. Rituale brauchen eine gewisse Übung, um an ihnen teilzuhaben. Auch der Sonntagsgottesdienst braucht ein gewisses Maß an Einübung. Hier liegt auch, das wird man redlich sagen müssen, seine innere Grenze. Wenn ich weniger geübt bin, dann bin ich darauf angewiesen, dass der Gottesdienst immer wieder etwas mit mir anfängt, damit ich etwas mit ihm anfangen kann. Zugleich gilt: Es gibt keine gänzlich niedrigschwelligen Sonntagsgottesdienste, wie das Schlagwort heißt. Nur das Kaufhaus hat keine Schwellen, Kirchen schon.

V. Zur gegenwärtigen Praxis des Gottesdienstes: Vier Korrekturen

(1) Wir sind es gewohnt, Gottesdienst als Gemeinschaft zu verstehen und zu gestalten. Im Gottesdienst wollen aber Menschen auch inmitten der anderen für sich sein. Das gottesdienstliche Geschehen und das gottesdienstliche Empfinden bewegen sich zwischen Nähe und Distanz. Gottesdienste dürfen und sie sollen auch Distanz ermöglichen. Wo der äußere Abstand über Gebühr verringert wird, da wächst der innere Abstand. Dies gilt für körperliche Begegnungen ebenso wie für die Sitzordnung. »Kommen Sie doch nach vorne, hier sind noch Plätze frei« ist nicht nur eine technische, sondern auch eine kommunikative Aufforderung. Und jeder als Zwang erlebte Kontakt, »wir reichen einander die Hände«, dementiert, was Segen oder Abendmahl als Gabe verheißt. In der Regel brauchen Menschen mehr und nicht weniger Abstand – gerade dann, wenn es um Dinge geht, die sie berühren.

(2) Wir sind es gewohnt, Beteiligung als Grundprinzip des evangelischen Gottesdienstes zu verstehen. Nicht der Pfarrer hält den Gottesdienst, sondern die Gemeinde feiert ihn. Nicht zufällig hat im Protestantismus der Gemeindegang auch theologisch eine so hervorgehobene Bedeutung. Es gilt aber darauf zu achten, dass es äußere und innere

Beteiligungsformen gibt. Auch hier gilt, dass eines keineswegs mit dem anderen in eins geht und dass sich beide nicht immer wechselseitig befördern. Und auch die inneren

Nur das Kaufhaus hat keine Schwellen, Kirchen schon.

Beteiligungsformen haben etwas mit Aktivität zu tun. Der Königsweg der Gottesdienstgestaltung ist nicht die Mitmachübung; es geht vielmehr darum, die innere Teilhabe zu ermöglichen und zu stärken. Wir brauchen abgestufte Grade legitimer Beteiligung, ohne dass es für die einen oder die anderen peinlich ist.

(3) Menschen sollen aus unseren Gottesdiensten etwas mitnehmen. Wo das nicht passiert, da scheint uns der Gottesdienst misslungen. Und weil wir mittlerweile wissen, wie wichtig Symbole sind, geben wir Menschen tatsächlich immer häufiger etwas mit: eine Adventskerze, ein Bild, einen Stein. Vielleicht sollten wir bei Gelegenheit einmal die Praxis unserer gottesdienstlichen Give-aways kritisch überdenken. Haben wir das Gefühl, dass

Menschen ansonsten nichts aus dem Gottesdienst mitnehmen können? Und wie stellen wir uns eigentlich vor, dass Menschen diese Gegenstände geistlich in Gebrauch nehmen? Selbst bei den Taufkerzen erleben wir nicht selten Hilflosigkeit. Mir kommt es aber auf ein anderes Korrektiv an. Die Gegenprobe zum Mitnehmen lautet: Was kann ich im Gottesdienst dalassen? Vielleicht ist dies im Moment die entscheidendere Frage. Bleibt etwas von mir im Gottesdienst zurück, weil ich es dort loswerde: eine Bitte, eine Sorge, einen Gedanken? Nicht alles wieder mitnehmen müssen, das wäre was.

(4) Ein evangelischer Gottesdienst, so haben wir von Martin Luther gelernt, soll verständlich sein, weil Menschen mitvollziehen sollen, was das Wort Gottes ihnen sagt und welche Bedeutung es für sie hat. Wenn in Gottesdienst und Predigt mein Leben und mein Glaube vor Gott gebracht, dargestellt und gedeutet werden, dann muss mir dies auch verständlich und einsichtig werden. Da geschieht kein Hokuspokus. Verständlichkeit meint aber nicht, dass mir der Gottesdienst nicht auch fremd sein darf. Mir ist eben nicht alles vertraut und manchmal bin ich mir auch selbst fremd. Menschen lassen sich im Got-

tesdienst durchaus auch auf etwas ein, was ihnen zunächst fremd ist und manchmal auch fremd bleibt. Das erleben wir vielerorts, z.B. in der Osternacht. Selbst Konfirmandinnen und Konfirmanden lassen sich heute auf fremdartige Gottesdienste ein – wenn sie denn spüren können, dass da etwas passiert, was ihnen woanders so nicht begegnet. Im Gottesdienst, auch im Sonntagsgottesdienst, begeben wir uns allemal auf fremdes Terrain. Und dann und wann wird für Menschen der gewöhnliche Sonntagsgottesdienst zu einem »ungewöhnlichen«, existentiellen Ereignis.

Anmerkungen:

- 1 Vortrag auf dem Kirchenvorstandstag der Evang. Kirche in Hessen und Nassau »Lust auf Gemeinde« am 19.9.2009 in Wiesbaden. Der Vortragsstil ist beibehalten.
- 2 So jüngst wieder: Der Gottesdienst. Eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche. Vorgelegt vom Rat der EKD, Gütersloh 2009, 91ff.
- 3 Vgl. Kristian Fechtner, Im Rhythmus des Kirchenjahres. Vom Sinn der Feste und Zeiten, Gütersloh 2007.